

Freitags des Oberbürgermeisters Hagen antwortete der Kaiser
ihm Folgendes:

Ich spreche Ihnen von ganzem Herzen Meinen Glückwunsch
zu dem vollendeten Werke aus. Sie haben in frischem Wagemut
angefangen, Sie konnten es anfangen, dank der Fürsorge Meines
hochgeliebten Herrn Großvaters, des Königs Krifers, der den eisernen
Hügel um die Stadt fallen ließ. Mit dem Moment, wo der
eisernen Wand sich löste, konnten Sie auch den größeren und weiteren
Schicksalsspruch ins Auge fassen. Sie haben nicht geglaubt, es zu thun
in dem pommerischen Nichtslosigkeit und Startlosigkeit. Es ist
Ihren glücklichen, und es freut mich, das der alte pommerische Geist
in Ihnen lebendig geworden ist und Sie von dem Lande auf das
Wasser getrieben hat. Unsere Zukunft liegt auf dem
Wasser, und ich bin sehr überzeugt, daß dieses Werk, welches
Sie, Herr Oberbürgermeister, mit weitgedauertem Blick und
regemem Fleiß und Mühen gefördert haben, mit Ihrem
Namen noch nach Jahrhunderten von den dankbaren Bürgern
der Stadt Stettin in Verbindung gebracht und anerkannt
werden wird. Ich aber als Landesherr und König
spreche Ihnen Meinen Dank aus, daß Sie Stettin zu dieser Blüthe
gebracht haben. Sie hoffen und erwarten, ich möchte sagen, ich
verlange es, daß Sie in diesem Tempo sich weiter entwickeln
mögen, nicht erünnigt durch Parteilagen, und den Blick auf das
große Ganze gerichtet, das Sie zu einer hohen Blüthe gelangen
mögen, wie Sie nie erreicht wurde. Das ist mein Wunsch."

Hierauf fand die Besichtigung der genannten Bauarbeiten
und Anlagen statt. Um 1 Uhr erfolgte die Rückfahrt durch
den Dünzig nach der Landungsbrücke, die Majestäten bestiegen
den Wagen und wurden zur Beichtigung des Monumental-
Bunnens, den Professor Wandel ausgeführt hat. Um 2 Uhr
reiste das Herrscherpaar nach Berlin zurück.

Zum Abbrüstungsvorschlag.

Der in Brüssel erscheinende „Patriote“ läßt sich befähigen,
daß die Abbrüstungskonferenz in Brüssel stattfinden
wird. Der Zeitpunkt dafür werde jedenfalls nach Neujahr
festgelegt.

Der Brand in Frankreich.

Das eigenmächtige Vorgehen des Generals Zurlinden
gegen den Obersten Picquart hat jetzt die Spitze der
Gegensätze zwischen der höchsten Zivil- und der obersten Militär-
gewalt in Frankreich in ihrer abstoßenden Unverhältnißlichkeit allen
Menschen entzweit. Jeder Versuch, hier durch Vermittelung,
durch Konzeptionen nach beiden Seiten einen friedlichen
Ausgleich herbeizuführen, scheint völlig aussichtslos, hier kann es
nur ein Ziegen und ein Untergehen geben. Es wird sich bald
zeigen müssen, ob Brüssel auch jetzt noch genützt ist, gegen die
unbegreifliche Unbilligkeit des Generalstabes anzukämpfen.
Keinestfalls das Kabinett Brüssel energischer Widerstand, so kann
jeden Augenblick ein militärischer Staatsstreich erfolgen.
General Zurlinden hat als Gouverneur von Paris 80 000
Mann zur Hand; die Schwärze des Ministeriums, welches
seine Willkür gegenüber als Gouverneur zuließ, trotzdem es von
ihm bündig vor und die Gefahr sehen mußte, rächt sich
alsbald.

Es trafen folgende Meldungen ein:
Paris, 23. September. Während der ersten vier Wochen
dort Picquart mit seiner Gattin verkehrte. Labors Sekretär
Sito nahm von Picquart am Eingange der Halle dessen Bekanntschaft
in Empfang, das Picquart seiner Heiligkeit entzweit mit den
Worten: „Man wird mir vielleicht die Zeit gönnen, mit einem
Wohlfahrt unterrichtet wird, erklärt heute, daß Dr. Giberi
in Folge der Unmöglichkeit gesprochen habe, als er die angebliche Ver-
änderung Brüssel, Brüssel ist nicht lebendig, wiederab; niemals
würde Zurlinden ein Anhänger der Revision gewesen. Dem nächsten
Ministeriale wird Brüssel's Vorlesung vorliegen, dem
Gouverneur Zurlinden eine Klage zu ertheilen,
weil er einen Tag, bevor seine Ernennung im
Amtsblatt hand, in einer Verhandlung ausführe,
nämlich die Veränderung der Picquart'schen an die
Generalinspektion, durch die er erst in der
der Justizminister von dem Hebergriff des
Generals Zurlinden. Ob Zurlinden die Klage
wirklich erhebt, wenn dies geschieht, ob er
trotzdem Gouverneur von Paris bleibt, ist eine
sehr ernste Frage. Wichtig für den künftigen
Sohn-Prozess ist eine Klageung des künftigen
die Beweis geschickten Majors Kavarr, künftige
Meinungen des Obersten-Regiments. Davon sagte: „Mein
Meinart entzweit nicht bis Angriffe gegen Picquart, auch Oberst
blam sein Ziel, aber die ihm betreffenden anderthalb Seiten mühte
ich par ordre schreiben. Die „Petite République“ ist bereit, die
Verla von neuem, welcher neuere die Entzweitung macht.
Sola kommt sicher in den ersten Oberoberlagen nach Paris zurück.
Paris, 23. September. Der Ministerialrat wird morgen
Vormittag unter dem Vorsitz Brüssel's zusammenzutreten. Dem Ver-
nehmen nach wird sich der Ministerialrat mit den Anträgen be-
fassen, über welche die Revisionskommission heute Abend
endlich Beschlüsse fassen wird.
Paris, 23. Sept. Oberst Picquart ist heute nicht ver-
hört worden. Labors erschien zumal im Obersten-Ministerialrat,
um ihn zu sehen, man antwortete ihm jedoch, Picquart ist im
eigenen Gemüthsleben und die Glaubwürdigkeit, ihn zu sehen, wurde erst
erhalten werden, wenn seine Verlegung in den Kullagezustand ange-
ordnet worden ist.
Paris, 23. September. Die auswärtigen vertretenden Gerichte,
hier batten Strohengeweisse festgefunden, sind vollkommen unbes-
gerlich; es herrscht vollständige Ruhe; auch nicht die geringste
Störung ist vorgekommen.

Internationales.

Die Frage der internationalen Vererbung gemeinsamer
Mahnahmen sämtlicher Staaten behufs Abwehr des Anarchis-
mus wird nun doch in Fuß kommen. Die österreichisch-ungarische
Regierung hat nämlich, wie gemeldet, den kaiserlichen
Kaiserlichen Vorschlag, betreffend die Einberufung einer
Konferenz, zu übernehmen beabsichtigt, und das Gleiche soll,
nach neuen Berichten, auch seitens der anderen Großmächte der
Welt geschehen sein.
„Man kann nun“, so berichtet der Korrespondent der
„Arg. Ztg.“, „wohl kaum daran zweifeln, daß dem Beispiele der
Großmächte auch die anderen Staaten folgen werden, wenn sich
gleich bei einzelnen bisher Verneinung gegen internationale
Vereinbarungen bemerkbar machte. Der Konferenzantrag dürfte
auch bereits von positiven Vorschlägen begleitet ge-
wesen sein, oder es werden denselben jedenfalls solche folgen.
Wahrscheinlich wird es wohl kaum zu bezweifeln sein; denn wenn
jemals eine Konferenz die strengste Geheimhaltung ihrer Be-
ratungen erheischt, so wird dies sicherlich bezüglich jener er-
forderlich sein, die sich auf wirksame Maßnahmen, um des
anarchistischen Verbrechens-Lerra zu werden, beziehen.“

In italienischen Meeresverträgen wird betont, daß
man den Völkern, den das römische Kabinett in Bezug auf den
ersten, überaus beachtlich finden werde, wenn man erwägt, daß
es Italien ist, das durch die Umtriebe der Anarchisten ganz be-
sonders in Mitleidenschaft gezogen wird. Durch jene Nachbarschaft
mit der Schweiz, die in Sammelplätzen von unbestimmten Ele-
menten aus allen Ländern und den nächsten Zuständen für italienische
Revolutionäre bildet, durch die gefährlichen Einflüsse, denen
die so zahlreiche italienische Emigration seitens aller Feinde der be-
stehenden Verfassung ausgesetzt ist, sowie durch den tief
beflagten Umstand, daß es Italiener waren, die sich wiederholt
schwerer anarchistischer Verbrechen schuldig machten, und durch
die sich häufig daran knüpfenden Verfolgungen von Anarchisten in
Australien, welche Italien in materieller wie in moralischer Beziehung
aus Empfindlichkeit geschädigt. Durch diese Erwägungen ist die
italienische Regierung zu ihrer jetzigen Aktion bestimmt worden, die
insbesondere noch darauf abzielt, mit der Schweiz Vereinbarungen
zu Stande zu bringen, die Treiben der Anarchisten innerhalb der
Republik herabzusetzen.

Die Untersuchung gegen Lucheni hat eine neue
Wendung genommen, indem der Untersuchungsrichter, wie er
einem Vertreter der „R. Fr.“ persönlich erklärte, nunmehr
überzeugt ist, daß Lucheni Mißthätiger war. Der
Richter hält es auch für gewiß, daß Lucheni die letzten vier
oder fünf Nächte vor dem Attentat in Genf bei bekannten
Anarchisten zubachte.

Die Gendarmerie verhaftete in Tjarovina (Kroatien)
einen Anarchisten. Man fand bei demselben einen scharf-
geschliffenen Dolch, einen geladenen Revolver, 250 scharfe
Patronen und in das Notizbuch einendliche Anzahl Photo-
graphien hochgehaltener Persönlichkeiten Oester-
reichs. Der Verhaftete ist ca. 25 Jahre alt, ein Deutscher
(aus Weiskalen) und äußerst intelligent. Er soll am 16. d. M.
in Zürich eine Geldsumme aus Paris über 100 Franken im
Empfang genommen haben und am 17. in Genf gewesen sein.

Die Polizei in Mailand verhaftete in den letzten Tagen
über 100 verdächtige Personen und nahm bei zahlreichen Anar-
chisten Hausdurchsuchungen vor, die aber nichts Gravirendes zu
Tage förderten.

In Montecener bei Lugano wurden zwei italienische
Anarchisten aus Verhaftet, die bei ihrer Propaganda mit
Bauern in Streit gerathen waren. Es wurden bei ihnen viele
anarchistische Schriften, zwei starke Revolver und viel Munition
gefunden.

Eine Depesche aus Rio de Janeiro meldet: In Sao
Paulo brachen Unruhen aus, indem Anarchisten die Ein-
wohner italienischer Nationalität an der Feier des italienischen
Nationalfestes hindern wollten. Die Polizei gab Feuer,
mehrere Anarchisten wurden erzwungen, es herrscht
große Erbitterung gegen die Italiener. Die Polizei bewacht
das italienische Konsulat.

Der Regierungswechsel in China.

Die alarmierenden Gerüchte, welche im Anschluß an den
plötzlichen Regierungswechsel in China von Schanghai aus ver-
breitet wurden, haben bisher keine Bestätigung gefunden. Auf
der chinesischen Gesandtschaft in Berlin weiß man nichts von
dem angeblichen plötzlichen Tode des Kaisers von China, und
auch aus Peking selbst sind hierüber keine weiteren Meldungen
eingetroffen. Bei dem völligen Umschwunge der Verhältnisse
in Peking ist das Aufstehen derartige Gerüchte durchaus
nicht verwunderlich. Es wird übrigens in London dazu
gemeldet:

Die „Ball Mail Gazette“ schreibt, der britische Konsul in
Schanghai habe telegraphisch die Nachricht übermittelt, daß der
Kaiser von China erkrankt sei; das Auswärtige Amt beglückwün-
schete die Nachricht jedoch nicht als eine offizielle, sondern lediglich als
Wiedergabe eines Straßengerüchtes.

Als Peking liegt weiter folgende ergänzende Mittheilung vor:
Das Kaiserliche Hof, nachdem vom Kaiser geschieden, aber
in Wirklichkeit von der Kaiserin regiert, präsumiert deren Regent-
schaft. Das Hof ist, nicht einmal in demselben Grade
habe die Kaiserin als Regentin fungirt, und jetzt habe sie,
dem Wunsche des Kaisers nachgebend, wieder abgetreten, der
Regierung beizutreten. Es sei beschlossen, daß heute der Kaiser
und alle hohen Minister der Kaiserin abzutreten sollten. Neben die
mehreren Vorgesetzten im Kaiserlichen Hof, welche abtreten
sollten; wahrscheinlich sind die jüngsten reformatorischen Er-
folge der Grund für die Ablegung des Kaisers. Man er-
wartet die Wiedereröffnung der Sünghung-Zichang's
und damit ein Wachsen des russischen und ein
Sinken des britischen Einflusses. Wie es heißt,
werde demnächst ein neues Hofamt erscheinen, die neue Be-
gründung des Reichthums des Kaisers enthalten. Die chinesische
Regierung betrachtet das nördliche Vordringen der antipathischen
Bewegung, welche schon in Hunan eingedrungen ist, mit wachsen-
der Furcht.

Der Anbruch in Aretia.

Die „Agenzia Stefani“ erklärt die Meldung des „Daily
Telegraph“, Italien hätte die Aretia in der Angelegenheit
betreffend Aretia in den Hintergrund zu treten, für
völlig falsch. England, Rußland, Frankreich und Italien seien
in völliger Einvernehmen über die Art des Vorgehens gegen
die Türkei auf Aretia.

Das „R. A. Telegraphen-Korrespondenz-Bureau“ meldet aus
Ranea: Der englische Admiral Noel ist heute in Suba ange-
kommen. In der Sitzung der Admirale wurde Admiral Noel
den Vorschlag, die Mittelbater von Kania durch ein englisches
Militärgericht abzurufen zu lassen. Die Admirale nahmen
diesen Vorschlag an. Die Mohammedaner lieferten bisher 4900
Gewehre ab.

Nach dem Kriege.

Beza de Armito erklärte auf Befragen, die Aretis würden
vor dem Schluß des Jahres zusammenzutreten, um über den
Friedensvertrag mit den Vereinigten Staaten zu beraten. — Die Kommission für die Räumung von
Portofino hat beschlossen, daß die Spanier die Geschütze
und das Kriegsmaterial der alten Festungen mit sich nehmen
sollen. — Die Mittelwelt des „Sinn“, in welcher behauptet
wurde, die spanische Regierung habe beschlossen, die Räumung
von Ruba zu verzögern, entbehrt jeder Begründung.

Die russische Gesellschaft vom Roten Kreuz
überlädt der spanischen Gesellschaft vom Roten Kreuz
40 000 Francs für Unterhaltung der Opfer des spanisch-
amerikanischen Krieges. Eine gleiche Unterstützung wurde
russischerseits den Vereinigten Staaten angeboten, von den
letzteren jedoch mit dem Ausdruck ihres Dankes abgelehnt.

Südamerika.

Ueber den argentinisch-chilenischen Konflikt
lauten die Nachrichten heute früh wieder beruhigender. Dem Reuters
büreau wird aus Santiago gemeldet, daß die dortigen Beobach-
ter für ein Abkommen, durch welches beide Länder die zwischen
ihren Sachverständigen strittigen Punkte betreffend die Grenzlinie
vom 26. 52. 45 Grad südlicher Breite bis zum südlichsten Punkte
der Grenze der beiden Länder dem Schiedspruch
der Königlich Britischen Regierung unterbreiten. Die Verhandlungen zwischen den beiden Regierungen
jedem noch betreffend den Teil der Grenze nördlich vom
26. 52. 45 Grad südlicher Breite, und da Chile darauf
bestehen soll, daß auch dieser Teil der Grenze dem
Schiedspruch unterbreitet werde, während Argentinien es ablehnt,
die ganze Grenzlinie dem Schiedspruch zu unterwerfen, so sind die
Sachverständigen noch nicht ganz erhoben. Eine spätere
Meldung aus Buenos Aires besagt, es verlautet, daß die Abkom-
men mit Chile sei getrennt unterzeichnet worden.
Zürich.

Der Bischof von Jerusalem.
Die „N. Z.“ meldet aus Konstantinopel: Überdies wird be-
richtet, der Bischof habe beschlossen, den Bischof von Jerusalem,
Kardinal Pavi, durch eine neue Verbindung zu ersetzen. Dieser
Schritt ist auf wiederholtes Drängen Frankreichs erfolgt. Ein
Kardinal trifft kein anderer Vorwurf, als daß er eine deutschfeindliche
Stellung angenommen hat. Diese Nachricht ist sehr wenig glaubwürdig.

Telegramme.

Paris, 23. Sept. Heute Nachmittag begab sich Madame
Pauline, Gemahlin des Repräsentanten für das Departement
Calvados, nach dem Bureau des Blasses Lorienter und
verlangte Millierand zu sprechen. Da dieser nicht zugegen,
ging der Redakteur Olivier zu Madame Pauline, welche
auf den Eintretenden zwei Revolvergeschüsse
abgab. Olivier wurde in den Unterleib getroffen und ins
Hospital gebracht, an seinem Aufkommen wird gezweifelt.
Madame Pauline wurde verhaftet. Sie gab an, Millierand habe
sich zu wollen, einen Brief Olivier's, in welchem derselbe be-
leidigende Ausdrücke gebraucht habe und welchem Millierand
sein Einhalt habe geboten. Den Artikel betrachte sie für sich
und ihren Gemahl als beleidigend.

Paris, 23. Sept. Die letzten Sitzungen der Kommission
für Revision der Dreyfus'sache, welche heute Abend
stattfinden sollten, sind auf Sonnabend Vormittag ver-
schoben. Es verlautet, die Kommission werde
den Wortlaut des Gutachtens endgültig feststellen und dem
Justizminister mittheilen. Wie ferner verlautet, ist Brüssel
gegen die Einberufung der Kammer, er sei der Meinung, die
Affäre sei lediglich Sache der Regierung.

Paris, 24. Sept. Der Verfasser des Artikels, wegen
dessen die Madame Pauline den Redakteur Olivier schwer
verwundet, soll nicht letzterer, sondern ein Journalist namens
Zurlet sein, der dem letzteren Artikel ein Entree mit
beleidigenden Angaben über Privatangelegenheiten Pauline's
hinzufigte.

Madrid, 24. Sept. Im letzten Ministerialrat theilte
Sagasta mit, nach amtlichen Depeschen habe die Räumung
Portofinos am 20. d. Mts. begonnen.

New-York, 24. Sept. Zu der bereits gemeldeten Ex-
plosion bei Brownville wird weiter berichtet, daß 54 Berg-
leute verunglückt sind, 27 davon gelang es, durch
einen anderen Schacht zu entkommen. Alle sind verwundet,
8 unkenntlich Verletten sind geblieben, bei den übrigen 19 ist
die Hoffnung auf Rettung verloren. Die Explosion soll durch
Bergleute, welche offene Lampen brannten, entstanden sein
(Vergl. unter „Nah und Fern“).

Berliner Chronik.

— Selbstmord mit einer Gabel. Wahrscheinlich in einem
Anfall von Geisteskrankheit hat gestern Morgen in der Gasse im
vorderen Mann einen schauerlichen Selbstmord begangen. In der
Anzahl erhielt vor einigen Tagen der Bildhauer Johann T. eines
Herzleidens wegen Aufnahme. Der junge Mann wurde in
einer Wohnung für unterirdisch Aretia untergebracht.
Man erzählt von T. keineswegs den Grund eines
Selbstmordes. Gestern Morgen nahm er unmerklich eine Tisch-
gabel mit in sein Bett. Dann sog er sich das Zedert über den
Kopf und begann seinen Hals mit der Gabel zu
arbeiten. Nachdem er sich einige kleine Nippen beigebracht
hätte, verurtheilte er sich die Gabel in den Unterleib zu
bohren, ließ aber auch hieron bald wieder ab. Nun
setzte er sich die Gabel in der Herzgegend an
den Körper, wandte sich mit Hilfe der anderen Hand um und ließ
das ganze Körpergewicht auf die spitzen Enden fallen. Die Gabel
drang tief in das Herz ein und steckte sich in die Brust.
Erst durch die letzte Bewegung wurde der Schreck auf
Gabel im aufmerksamen. Erste waren gleich zu sehen, konnten
aber nur noch feststellen, daß der Tod bereits eingetreten war.

Nah und Fern.

Ein Selbstmord für Kaiser Wilhelm. Die deutsche evangelische
Gemeinde in Jerusalem wird dem deutschen Kaiser bei seinem
Besuche in der heiligen Stadt eine prachtvolle Bibel widmen.
Sie ist jetzt in der württembergischen Bibelanstalt in Stuttgart fertig
gestellt worden und ist das erste Exemplar einer ganz neuen,
von der Bibelanstalt veranlasseten Ausgabe. Sie besteht aus einem
württembergischen Bibeldruck, ein Gebetbuch, ein Gebetbuch
Gemeinde des Oberconsistoriums von Göttingen, der jetzt in Jerusalem ist.
Das Buch erhält Goldschmuck und seine Goldschmuck und Silber-
Besätze.

In der Vermählung der Prinzessin Feodora von Sachsen-
Meiningen mit dem Prinzen Heinrich XXX. Neuz wird berichtet:
Die Kaiserlichen Aretia machten dem Brautpaar ein
Zuflucht zu 24 Gebeten zum Gebete. Die folgenden Gebete
stammten aus der Königlich-holländischen Manufaktur und tragen eine
Zuflucht zu 24 Gebeten. Die Königin von England landete als Hochzeitsgästin ein
silbernes Gebetbuch und einen goldenen Schmuck. Die Meiningen
Meiningen'schen Aretia, wie mittheilte, ein Gebetbuch in Silber
von 2400 Ml. Wert, ein württembergisches Gebetbuch von 2400 Ml.
Silber im Werthe von 3400 Ml. und die Kaiserliche Hof-Zentrale
von 2400 Ml. Wert. Der Sohn des Professors Heubold besag
wurde als Hochzeitsgästin die vom Hofe in Göttingen abge-
fertigten Gebete der Kaiserin Prinzessin Charlotte und der jungen Braut
unterbreiten.

Der Kaiserliche Hof. Kaiser Franz Josef hat dem
Oberhofmeister der verstorbenen Kaiserin Elisabeth, Franz Grafen
von Bellegarde, zum ersten Kanzler des neugegründeten
Elisabeth's Ordens ernannt. Zum stellvertretenden Empfang des
Ordens hat Kaiserin Elisabeth, wie mittheilte, ein Gebetbuch in Silber
Kaisers Hof-Kanzler ernannt. Zum stellvertretenden Empfang des
Ordens hat Kaiserin Elisabeth, wie mittheilte, ein Gebetbuch in Silber
Kaisers Hof-Kanzler ernannt. Zum stellvertretenden Empfang des
Ordens hat Kaiserin Elisabeth, wie mittheilte, ein Gebetbuch in Silber
Kaisers Hof-Kanzler ernannt.

Geisteskrankheit. Aus Forstheim wird geschrieben: Im be-
nachbarten Brödingen fand zwölf Wohngehäude aus ab



(Nachdruck verboten.)

Das Geheimniß von Birkenried.

24) Roman von Carl Ed. Klopfer.

„Nachſicht — Sie, Baroneſſe? Nein, da würde ich vergeblich appelliren, das weiß ich wohl. Es beliebt Ihnen, mich nur auf's Neue zu quälen, mit meiner Verweiſung zu ſpielen. Nun denn, ich füge mich ja, wie Sie ſehen, ich gebe mich auf. Ja, ich habe das, was Sie in dieſem Futteral vorfinden werden, unrechtmäßiger Weiſe an mich genommen — geſtohlen, um denn das Wort zu gebrauchen, das Ihnen zu ſo außerordentlicher Befriedigung gereicht.“

„Unerhört! Dieſe freche Sprache!“

„Die Sprache eines Menſchen, der nichts mehr zu verlieren hat. Oeffnen Sie das Täſchchen, Sie werden es mir ja doch nicht erſparen!“

Wuthentbrannt riß ſie die Klappe auf, aber ſie zog die Karte doch nicht heraus. Im letzten Momente ſchien ſie ein Ekel zu übermannen.

„Da!“

Sie warf ihm das Täſchchen hin, als entledige ſie ſich eines ſchmutzigen Dinges.

Aber noch ehe die Sekunde entſlog, machte ſie ſchon eine Bewegung, als wolle ſie ſich auf's Neue darauf ſtürzen; der Inhalt des Futterals war im Niederfallen herausgeſchneilt, der Karton lag frei auf dem Boden und Käthe erkannte auf den erſten Blick ihr eigenes Bildniß, eine Photographie, die ſie erſt vor einigen Wochen hatte anfertigen laſſen.

Jan war einfach nicht bei Sinnen; ihm war ſchon zu Muthe geweſen, als wäre der Henkersſtrick an ſeinem Halſe geriffen und man hätte ihm die Freiheit geſchenkt, um ſich jetzt, im letzten Augenblicke, erſt recht vernichtet zu ſehen.

Käthe ſtand für den Moment der Herzſchlag und die Denkkraft ſtillte. Um ſo gewaltiger überfiel ſie aber mit dem nächſten Athenzuge ein Strudel jäher Vorſtellungen; Jan, wie er die Photographie da oben im Zimmer des Bruders aus dem Album ſtahl, Dieſel, die ſie ausgeſpürt hatte und in dieſer Minute ihre pikante Entdeckung gerade durch Hof und Geſindef Stuben ausſchrie, und die Dienſtleute, die das mit ungeheurer Heiterkeit aufnahmen, ihren Namen in den Schmutz zogen . . .

Das war wie ein Blitz, der eine Mine in ihr anzündete. Sie ſtürzte zu dem Mauerpfeiler zwiſchen den Fenſtern des Schuppens, wo Niemenzeug hing, riß eine Peitſche herab und fuhr damit herum, daß die Schnur in weitem Bogen durch die Luſt pfiſſ.

„Niederträchtiger Bube!“ brach es wild aus ihrer Bruſt.

Jan konnte ſich gerade noch bücken, ſonſt wäre ihm die Weiſel um die Ohren geſauſt, und ſie jetzt, vorſtürzend, die Peitſche auf.

„Bube! Bube! Ich züchtige Dich!“ kenchte die Baroneſſe. Der Horn gab ihr eine außergewöhnliche Kraft; ſie drehte den

langen, metallbeſchlagenen Peitſchenſtock um, daß der Bogen unter den Händen des Burſchen brach, und holte aus, ihn mit dem Griff in's Geſicht zu ſchlagen.

Jan wußte ſich der ſchimpflichen Züchtigung nicht anders zu erwehren, als daß er ihr Gewalt entgegenſetzte. Er ließ die Peitſche los, packte mit derbem Griff die Arme der Wüthenden und riß ſie an ſich. Er konnte nicht anders, denn Käthe ſtieß die Fäuſte empor, ganz und gar von dem unbändigen Drang beſeelt, ihn in's Geſicht zu treffen.

Es waren zwei Wahnsinnige, die da mit einander rangen; das tobende Blut verdunkelte ihren Blick, ſie ſpürten Jedes nur den glühenden Athem des Anderen. Käthe reckte den Kopf empor in flammender Raſerei — und Jan beugte ſich nieder, im Momente nur von der unklaren Abſicht beherrſcht, ſie zu erſticken, und — da braunten ſeine Rippen auf den ihrigen.

Ein fieberiſches Zittern befiel ihren Körper, eine jähe Reaktion; kraftlos ſank ſie in ſich zuſammen, das Leben ſchien aus ihrem Blicke zu weichen. Jan zuckte erſchreckt zurück, ohne ſie jedoch loszulaffen; er begriff nur das Eine: daß er jetzt erſt wirklich und endgiltig verloren war. Und mit einer Wucht, als gälte es, ſie in ſeinen Armen zu erdrücken, riß er ſie auf's Neue an ſich und bedeckte ihren Mund mit raſenden Küſſen . . .

Wenn unter den Donnern des jüngſten Gerichtes die Erde unter ihnen geborſten und ſie in den hölliſchen Abgrund getaumelt wären, er hätte nicht darauf geachtet; wie ſollte er da bemerken, wie ſich der Eingang des Schuppens verdunkelte und eine Gruppe von vier Perſonen auf der Schwelle erſchien?

Es waren die Ankömmlinge von Birkenried; ſie hatten noch den Jornesſchrei der Baroneſſe vernommen. Brünow und Gräfin Adalgunde waren die Erſten voran — für den Moment gelähmt vor Ueberräſchung über den Anblick, der ſich ihnen da bot.

„Käthe!“ ſchrie der Freiherr dann auf, noch immer unbeweglich auf der Schwelle verharrend, als könne er gar nicht glauben, daß es wirklich die Schweſter ſei, die er da in den Armen ſeines Burſchen ſah. —

Jan erblickte den Herrn und wankte zurück wie ein Trunkener; er war es auch, Alles vor ihm drehte ſich um und um. Er vermochte nicht auszudenken, was jetzt doch kommen mußte; ſonſt wäre er ja nicht geblieben.

„Du haſt's geſehen, Du haſt's geſehen, Hans!“ ſprudelte jetzt die Baroneſſe heraus, mit fliegender Bruſt nach Athem ringend, geſtikulirend wie eine Irrenſinnige. „Er trägt mein Bild bei ſich, das er geſtohlen hat, er zeigt's den Leuten, er beſchimpft mich, ich wollte ihn nach Gebühr züchtigen — da mit der Peitſche — und er entriß ſie mir und hat mich geküßt — ge-küßt — o pſui! pſui! Ich kann nicht mehr daran denken, ich bin gebrandmarkt für alle Zeit durch dieſen Schurken! Tödt' ihn, Hans, tödt' ihn — oder tödt' mich!“

Dieſe Worte rüttelten den Baron erſt vollends auf. Mit einer Schnelligkeit, die die übrigen Zeugen jetzt kaum zum Verurtheilen des Geſchehenden kommen ließ, raffte er die Peitſche

auf, die noch zu Käthens Füßen lag, und warf sich damit auf Jan Skaldik, der sahl wie eine Leiche dastand und die Faust erhob, offenbar entschlossen, die drohende Züchtigung auf der Stelle zu rächen; der Jähgorn, der ihn schon einmal fast zum Mörder gemacht, hatte jetzt ganz und gar die Oberhand in ihm.

Eine Viertelstunde noch — und ein namenloses Unglück wäre nicht mehr zu vermeiden gewesen.

Da geschah abermals etwas Unerwartetes.

Gräfin Adelgunde stürzte sich zwischen die Zwei. Der Raum zwischen ihnen war schon so knapp, daß ihr Ellbogen gegen die Brust Brünow's stieß, während sie Jan's erhobenen Arm erhaschte.

„Thun Sie ihm nichts!“ schrie sie den Baron an. „Rühren Sie ihn nicht an!“

Mehr konnte sie nicht hervorbringen; die Stimme brach ihr in der ungeheuren Bewegung, die auszuathmen ihre Lunge kaum Kraft hatte.

Jetzt sprang auch Eglantine herzu — Bloch hatte sie an der Thür zurückzuhalten versucht, als sei er in diesem Strudel sinnverwirrender Ereignisse um ihre Sicherheit besorgt, und klammerte sich an den Arm des Bräutigams.

Brünow ließ sich zurückziehen, die Peitsche entfiel seinen Händen. Mit geschlossenen sahlen Lippen, leuchtend vor Erregung, sah er wie geistesabwesend auf die Geliebte nieder, die ihn unter Thränen zu beschwichtigen suchte — mit Worten, wie sie die Angst ihr eingab.

In demselben Augenblick stürzte Jan der alten Gräfin zu Füßen, als hätte ihn ein Schwertstreich in die Kniekehlen getroffen.

„Mein rettender Engel!“ schluchzte er, indem er ihre Hände ergrieff und an seine Lippen preßte.

Und das war der Stoß, der den letzten Damm vor Adelgundens Thränenstuth zerriß. Am ganzen Leibe zitternd, brach sie über der kauernnden Gestalt des Polen fast zusammen, und ihr Mund berührte seinen dunklen Scheitel mit einem langen Kusse.

Käthe, die vorhin, bei dem Zornesausbruche ihres Bruders, in eine der Fensternischen zurückgewichen war — ein angstgedrücktes Kind, das vor dem leichtsinnig angefachten Feuer flieht —, bemerkte die Bewegung der Gräfin und stieß einen Laut der höchsten Verblüffung aus, wodurch erst Brünow und Eglantine aufmerksam wurden.

„Frau Gräfin!“ rief der Baron erbittert. „Sie verschwenden hier ein sehr unzeitiges Mitleid. Der Lump hat es gewagt, meine Schwester zu umarmen.“

„Weil er sie liebt!“ fiel die Gräfin leidenschaftlich ein. „Ich hätte das eigentlich schon heute früh errathen können. — Ach ja, da staunt Ihr und meint, es spräche eine Närrin zu Euch!“ Sie preßte eine Hand an die erschütterte Brust und ließ ermattet das Haupt sinken. „Ich bin zu müde, zu erschöpft, um jetzt Erklärungen zu geben. Laßt mich erst zu mir selber kommen! Und Du, mein armer, armer Junge, steh' nur auf! Dir soll Dein Recht werden!“

Jan gehorchte, zu bestürzt, um nur eine Silbe hervorbringen zu können.

Brünow wollte seiner Ueberraschung und Empörung über das ungreifliche Verhalten der Gräfin abermals Luft machen, da schnitt ihm ein verstohlener Wink Hermann's das Wort ab.

„Sie ist von Sinnen!“ raunte ihm der Mann zu und trat an die alte Dame heran. „Erlaucht gestatten mir, diesem Austritt ein Ende zu machen; es ist ein Gebot in Ihrem Interesse wie in dem der anderen Damen.“

„Ja, hinaus, hinaus!“ rief Käthe aus einer halberstickten Kehle und klammerte sich an den Arm Eglantines, sie wedanisch mit sich fortziehend.

Die Gräfin wollte sich noch einmal nach Jan umsehen, aber Bloch verdeckte ihn mit seiner Gestalt und ließ der Frau keine Zeit zu einem weiteren Worte, das alle seine Pläne mit einem Schlage hätte vernichten können. Wie ein Arzt, der gegen eine widerpenstige Patientin sanfte Gewalt anwendet, ergrieff er ihre Hand, zog sie in seinen Arm und führte sie hinaus, den Baron noch mit einem berebten Blick zur Unterstüfung auffordernd.

Die frische Luft mußte den angegriffenen Nerven wirklich wohlthun. Im sonnigen Hofe angelangt, sahen sich die fünf Personen an, als erwachten sie aus einer schweren Betäubung. „Was ist geschehen und was soll noch geschehen?“ Diese Frage lag im Blicke eines Jeden.

Und Bloch begriff, daß es sein Vortheil erheischte, zuerst darauf Antwort zu geben.

„Anspannen, anspannen, Joseph!“ rief er über den Hof dem Kutscher zu, der sie hierhergefahren hatte und eben das zweite Pferd ausschirren wollte. — „Ihrer Erlaucht ist nicht wohl, Herr Baron, Sie haben selbst vernommen, daß weitere Auseinandersetzungen in dieser Stunde unmöglich sind, lassen wir also die gegenwärtige schwüle Atmosphäre verdampfen! Die Frau Gräfin bedarf zunächst der Ruhe und Sammlung.“

Brünow hatte zwar gute Lust, den Herrn Doktor mit seinen aufbringlichen Anordnungen derb zurückzuweisen, aber ein Blick in das verfürte Gesicht der Gräfin belehrte ihn, daß sie wirklich in zerrütteter Verfassung war.

„Sie haben Recht,“ stimmte sie jetzt auch bei, Bloch znickend. Sie sah mit mattem Lächeln die drei Gesichter an, die ihr mit dem Ausdruck rathlosen Staunens entgegenblickten. „Ja, meine lieben Kinder, ich weiß wohl, daß ich für Euch in den sonderbarsten Räthseln spreche, aber wollte ich mehr sagen, so könnten es nur wieder neue Räthsel sein, zu groß, um sie noch auf der Stelle zu lösen, und ich denke, nervenangreifende Sensation hat es eben schon gerade genug gegeben. Sie, lieber Brünow, müssen mir nur das Eine versprechen: daß Ihr Jan für heute noch unbehelligt bleiben soll; der arme Bursche hat genug gelitten. Und morgen Vormittag schicken Sie ihn nach Birkenried hinüber, da soll Alles geebnet werden.“

„Wie Sie wünschen,“ erwiderte der Freiherr, als gälte es, eine Geistesranke zu beschwichtigen. Dann drückte er Eglantine die Hand, sich durch einen innigen Blick mit ihr verständigend.

Die Baronesse hatte sich hinter den Bruder zurückgezogen. Die Gräfin, schon im Begriffe, sich nach dem Wagen zu begeben, wandte sich noch einmal um, wie um von Käthe Abschied zu nehmen.

„Gebet Gott, daß ich jetzt auch bei Ihnen ein Geheimniß errathen habe!“ flüsterte sie lächelnd und strich ihr kosend über die braunen Locken. „Dann wüßte ich eine herrliche Art, den Schimpf zu tilgen, der Ihnen heute widerfahren ist. Pst! nicht auffahren, ich deute mir diese Purpurgluth auf Ihren Wangen hoffentlich besser, als Sie jetzt noch selbst. Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen, mein liebes Kind! Grüßen Sie mir Ihre Mutter und entschuldigen Sie mich bei ihr!“

Da riß sich Käthe los, flammend vor Zorn und kehrte den Birkenriedern den Rücken, sie hatte in dieser Stimmung nicht einmal für die Freundin einen Gruß.

Eine Minute später verließ der Landauer wieder den Gutshof von Rebenstein.

(Fortsetzung folgt.)

Das Postfräulein.

Skizze aus dem Gebirge.

In den österreichischen Alpenländern ist eine typische Erscheinung selbst in kleinen weltentlegenen Dörfern die Postexpeditrix, das sogenannte Postfräulein, das jedoch niemals lange Zeit in einem Orte sesshaft zu bleiben, immer wieder zu wandern hat, und zwar dann, wenn die einzuschulende Persönlichkeit aus der Bevölkerung genügend belehrt ist und die Prüfung zur selbständigen Dienstaussübung abgelegt hat. Da hat das Postfräulein bald eine kinderlegene Bäuerin, bald einen Bergwirth in den Dienst einzuführen, mitunter das kleine Postamt überhaupt erst einzurichten und die Bergbevölkerung mit der Wohlthat des postlichen Verkehrs bekannt zu machen. In solchem Dienst stellt es weder an Widerwärtigkeiten noch an Arbeit; für mancherlei Entbehrungen, die eine einzelnstehende Dame in weltentlegener Einsamkeit doppelt empfindet, sorgt die Dürftigkeit des Gehalts bei Theuerung der Lebensmittel. In früheren Zeiten verlangte der Postinhaber von der ihm durch die Postdirektion zugewiesenen Expeditrix nebenbei Dienstleistungen im Hause; das Postfräulein mußte für ein Gehalt von anfänglichen monatlich zwölf Gulden Kinder warten, Zimmermädchen, oft sogar Kellnerin sein, und hatte somit Arbeit in Hülle und Fülle. Solche Ausnutzung führte zu Unzuträglichkeiten und wurde vor einigen Jahren von der Postdirektion ganz verboten. Dafür hat ein Postfräulein sich jetzt aber selbst zu verköstigen und muß jeden Bißchen, jeden Schluck Getränk eigens bezahlen. Geht es im Bergpostamt auch ruhig zu, die Verantwortung ist dennoch groß, und die Selbstverwahrung bringt Sorgen genug dort, wo diebes- und feuersichere Schränke fehlen, und das Postlokal, in welchem die Expeditrix meist auch zu wohnen hat, nicht einmal vergittert und abzuschließen ist. Die gemüthliche Zeit ist vorbei, da im Postwirthshaus Briefe, Selbstpakete und Werthsstücke unverwahrt auf den Fensterbrettern auslagen und die Leute, die Postsendungen erwarteten, sich die Poststüchen selber auszusuchen hatten. Auch das Anbieten eingelaufener Postkarten zur Lektüre an eingeregnete Sommerfrischler ist nicht mehr dastand und was doch so nett! Gewöhnlich verläßt das Dienstleben eines Postfräuleins recht still und ruhig. Der Postbeutel, den der Landbriefträger oder die Karriolpost hinaus an die Schienenstränge des Weltverkehrs zu befördern hat, würde arg mager sein, wenn nicht der Pfarrer, der Lehrer, der Wirth und der Förster ihn füllten. Lebhafter ist der Verkehr dort, wo italienische Arbeiter ihre Spargroschen in die sonnige Heimath zu befördern pflegen und politische Konflikte durch Umgehung der Beförderungsvorschriften heraufbeschwören, Konflikte, die sich schon zu Messerangriffen gesteigert haben und durch männliche Hülfe des Hauspersonals oder der Gendarmerie geschlichtet werden mußten.

Ist irgendwo ein neues Postamt frisch eröffnet, so sprudelt alsbald eine Quelle des köstlichsten Humors unter dem Schirmenden f. f. österreichischen Doppeladler. Scheu, schüchtern nähern sich die Bergbauern und starren vorerst das Amtsschild an, bis sie soweit Muth fassen, um den Eintritt ins Amtlokal zu wagen. Da verlangt einer den schüchtern ein Respondekavali (Korrespondenzkarte), will aber nur einen Kreuzer dafür bezahlen, weil das Kartl soviel klein sei. Ein Anderer bringt einen Brief zum kourieren und will es nicht glauben, daß das Postamt den Brief rekommandirt und nicht kourirt befördert. Ein Zillerthaler Bauer brachte zur Eröffnung des Postamtes in S. einen Paß Hosen und Westen auf dem Arm, legte die Kleidungsstücke unverpackt auf den Amtstisch und verlangte von „der Postfräulein“ die Weiterbeförderung an seinen „Förget, der bei der Militär ist.“ In ein Innthalers Postamt kam ein Bauer mit einem Brief, den die Expeditrix schlankweg und geschwind „telegraphiren“ sollte, „weil ihm eine Ruh und ein Raib hingeworden seien.“ Lustig sind die Szenen, wenn es unterschreiben heißt. Ein Buxerthaler Bergbauer verweigerte die Unterschrift, weil er die „lauretanische Schrift“ zu wenig beherrschte. Gemeint war die lateinische Schrift. Gleichfalls ein Buxerter brachte eine lebende Ziege ins Postamt und verlangte Expressebeförderung derselben nach Brunneck. Die Verweigerung der Annahme erzürnte den braven Gebirger derart, daß er das Postfräulein anschrte: „Weil Du zu herrlich bist, das Vieh anzugreifen!“ Ein wohlhabender Bauer im Unterinntal verlangte von der Expeditrix, sie solle seinen Sohn hertelegraphiren; die Mutter sei schwer krank und der Bub käm“ auf dem Telegraphen schneller heim. So oft das Postfräulein auch erklärte, daß der Telegraph keine Menschen befördere, der Bauer hatte darauf die stereotype Antwort: „Ich

zahl ja, was es kostet!“ Die städtisch-herrliche Abkunft bekommt ein Postfräulein gewöhnlich vorgeworfen, wenn etwas verweigert wird. Ein alter Bergbauer glaubte das Vorrecht zu haben, sein Geld innerhalb des Amtsräumtes einzuzahlen. Köstlich, doch bestimmt wies das Postfräulein den Mann in den für das Publikum bestimmten Raum, und nun ward er ungemüthlich, und das Fräulein erhielt die kernige Antwort: „Iß Dir nichts weg, Du herrliche Trampin!“ Der Gebirger meinte mit diesem Wort das zweihöckerige Trampelhier, das Schiff der Wüste.

Allerliebste find die Mädels, wenn sie Briefe an ihre in Kaisers Rock stekenden Liebsten zur Post bringen. Ganz stolz liefern sie ihre Briefe, deren Umschläge eine Unmasse köstlicher postwidriger Bemerkungen enthalten, dem Fräulein direkt ein in der Meinung, daß die Briefe dadurch geschwinder befördert werden. So stand auf einem solchen Brief der treuerzige Vers:

Liebes Brieflein fliege hin,
Selig' zu seinen Füßen,
Thue ihn, thue ihn
Necht schön grüßen.

Von militärischen Kenntnissen zeugt der Vermerk einer Zillerthalerin auf ihrem Brief: „Dringent! Lauffschritt marsch!“ Die Adresse ist meist hochdrollig: „An Herrn N. N. 1. Regamend, 3. Badailon, 2. Kumbani in der X. Kasarn in Wien.“ Sehr häufig kommen die Dirnen Sonntags zur Post und fragen nicht etwa, ob unter ihrer Adresse Briefe da seien, sondern fragen, ob vom Hauserspeppi oder vom Thalbauernmichel ein Brief angekommen sei. Die Post tauget dann nichts, wenn sie den Absender nicht zu kennen erklärt. Ein Tiroler Postfräulein darf mitunter große Findigkeit entwickeln, um Briefe an die richtige Adresse zu bringen. So wurde vor Jahren im Postamt See (Pagnau) ein Brief in den Postkasten geworfen, der folgende Adresse trug: „Der Brief geheert nach Sct. Jacob nach Gand in das inderste Haus dem Bub, wo sein Vader gestorbe ischt.“ Der Brief wanderte nach Sct. Jacob (Arberg) und gelangte prompt in die Hände des gemeinten Adressaten.

Den größten Verkehr hat auch ein Bergpostamt natürlich vor Weihnachten, denn um diese Zeit werden die Geschenke für die beim Militär befindlichen Söhne und Liebsten aufgeliefert. Speck, Zelten (Früchtenbrod) und Rühl nebst mühsam ersparten Groischen sind der Inhalt der fettigen Pakete. Und schier jedes alte Mütterchen jammert dem Postfräulein vor, wie der Bub fast verhungern und erfrieren müsse „bei der Militari“. In einem obersteirischen Bergpostamt verlangte ein Eiserfüchtiger klipp und klar Auskunft, ob und von wem seine Ehefrau Briefe bekomme, und wurde ganz rabiat, als ihm gesagt wurde, das Dienstgeheimniß verbiete solche Aufschlüsse.

Kauft der Dienst sozusagen von selbst, ist der Zukunftspostmeister abgerichtet, die Prüfung bestanden, die gewöhnlich ein Postkommissar an Ort und Stelle vornimmt, dann wird das Postfräulein veretzt, wieder an ein neuzugründendes Amt oder zur Aushülfe, die Arbeit beginnt auf's Neue. So ist das Tiroler Postfräulein eigentlich eine Zigeunerin von Amts wegen. Im Sommer ein Bergnügen dieses dienstliche Wandern, aber im Winter eine Strapaze, die auch köstlich ist, da die Postdirektion für das Gepäck keine Freibeförderung gewährt. Die Einrichtung der Postfräulein im Gebirge hat sich aber trefflich bewährt; Verkehr und Kultur tragen in die entlegensten Orte diese Postfräulein.

Allerlei.

Eine einsame Insel mitten im Ozean ist die zur Crozet-Gruppe gehörende Hoy-Insel. Sie liegt auf dem 46. Breitenparallell südlicher Breite zwischen Afrika und Australien südwärts von Madagaskar im Indischen Ozean. Selten ist sie von einem menschlichen Auge betreten worden; nur Schiffbrüchige haben zuweilen Zutritt auf ihr gefunden; zum letzten Male gewährte sie den Ueberlebenden des britischen Schiffes „Stratmore“ rettende Unterkunft. Die Franzosen haben die Insel vor einigen Jahren in Weiß genommen und Vorräthe und Lebensmittel für Schiffbrüchige auf derselben niedergelegt. Seitdem fahren häufiger Schiffe an dem Eiland vorüber. Zu einem der letzten Besucher gehört der Dampfer „Thermopylan“, dessen Führer, Kapitän Simpson, folgende Beschreibung von der Insel giebt: „Es war am 21. Februar v. J., an einem herrlichen Samstagmorgen, als wir bei frischer Brise auf Hoy-Insel zuhielten. Morgens um 5 Uhr kam das Eiland in Sicht. Ich steuerte bis innerhalb zwei Seemeilen von der Insel und folgte der Küste an der

nördlichen und nordöstlichen Seite entlang. Es war wirklich ein lieblicher Anblick; die prächtigen Herbstfarben von Grün und Gelb in der Morgensonne erinnerten an ähnliche Ansichten der Inseln an der Westküste Schottlands. Schnee lag oben drauf, vermutlich 600 Meter über der See. Abatrosse oder Molly hawks (Habichte) hatten ihre Nester überall entlang im Grase der niedrigen Theile der Insel, während an anderen Stellen Pinguine zu Tausenden lagen. Es waren nicht so viele Seehunde und Seeleoparden am Strande, als bei früheren Besuchen zu weniger weit vorgerückter Jahreszeit, aber doch waren noch große Mengen dieser Thiere am Strande und um das Schiff herum. Die Hütte mit Vorräthen für Schiffbrüchige schien unberührt und Gruppen von Pinguinen lagen spurlos daneben, ein Zeichen, daß kein menschliches Wesen in der Nähe war. Ich ging mit dem Schiff nicht näher an die „Zwölf Apostel-Felsen“ heran, weil ich Untiefen fürchtete. Ich untersuchte den Thurm, den die Ueberlebenden des „Strathmore“ bauten, und sah noch die Signalstangen, aber kein Zeichen, um Aufmerksamkeit zu erregen. Dann steuerte ich nach Possession-Insel und passierte querab von durchlöchernten Felsen um 12½ Uhr Mittags. An dem Nordufer vorbeifahrend in einem Abstände von 1-2 Seemeilen, untersuchten wir die Hütte mit Vorräthen in America-Bay. Die Pinguine waren hier wiederum mit einem gelegentlichen Seehunde die einzigen Besucher. Schnee bedeckte das Hochland, und liebliche Wasserläufe und Wasserfälle waren in den Schluchten sichtbar. Ich dampfte nicht ganz herum bis Ship Gona, wo eine zweite Hütte mit Vorräthen angelegt ist, da es beinahe eine Stunde Aufenthalt verursacht haben würde. Außer Vögeln und Seehunden schien nichts die Einsamkeit zu stören. Große Mengen von Eis waren in den meisten Buchten gestrandet. Nach See schien eine große Anzahl von Eisbergen eine Fortsetzung der Zwölf Apostel-Felsen zu bilden.

Die Schillerwecke und Shakespeares Strumpf. Das unerwartete Hinscheiden Theodor Fontanes wird manche Erinnerung erwecken oder betteln Inbald an den geehrten Schriftsteller wachrufen. Im Folgenden sei eine lustige Geschichte von ihm erzählt. Das Jahr 1841 verlebte Fontane in Leipzig. Er sehnste sich danach, „literarische Fühlung“ mit führenden Geistern zu gewinnen und sich einer Partei anzuschließen. Dies gelang ihm auch über Erwarten schnell durch folgende Herausforderung: Der Schillerverein zu Leipzig hatte eine Schillerwecke erstanden und mit ihr einen Raum des Schillermuseums geschmückt. Tags darauf schrieb nun Fontane folgendes diese Sammelwuth verspottende kleine Gedicht nieder und veröffentlichte es im „L.“:

Laut gesungen, hoch gesprungen,
Ob verschimmelt auch und dumpf,
Seht, wir haben ihn errungen,
William Shakespeares wollen Strumpf.
Seht, wir haben jetzt die Strümpfe,
Haben jetzt das heil'ge Ding,
Drinnen er durch Moor und Sümpfe
Sicher vor Erkältung ging.
Und wir huldigen jetzt dem Strümpfe,
Der der Strümpfe Shakespeare ist,
Denn er reicht uns bis zum Kumpfe,
Weil er fast zwei Ellen mißt.
Seht, wir haben jetzt die Strümpfe,
Dran er pugte, wickte, rieb
Ungezählte Federstümpfe,
Als er seinen Hamlet schrieb.
Drum herbei, was Arm und Beine,
Eurer harret schon Krümpf,
Und dem „Shakespeares-Strumpfvereine“
Helft vielleicht ihr auf den Strumpf.“

Folgende Geschichte von zwei Handküssen erzählt der „Drazaos Hitalap“: König Carol von Rumänien, den Ungarns Hauptstadt im vorigen Jahre so prunkvoll empfangen, war jetzt zur Leichenfeier nach Wien gekommen. König Carol war tief erschüttert, als er mit unserem König zusammentraf. Wärmer noch als sonst drückte er ihm die Hand, herzlicher noch als in frohen Tagen umarmte er ihn drei Mal, dann plötzlich sagte er die zitternde Rechte unseres Königs und drückt sie an die Lippen. Der König hatte dem König die Hand geküßt. Franz Josef zog rasch die Hand zurück, dann aber umarmte er wieder und wieder den mit Thränen in den Augen dastehenden König von Rumänien. . . Den zweiten Handkuß hauchten königliche Lippen auf eine feine weiche Damenhand. Grafin Szafaray erzählte schließend in abgerissenen Sätzen unserem König jedes einzelne Moment der furchtbaren Tragödie: die verhängnisvolle Begegnung an der Schiffsituation, den letzten Weg, die letzten Worte, den Tod der Königin. Sie erzählte, wie sie die Sinkende aufgefunden, wie die Königin starb und wie sie ihr die gebrochenen Augen zugeedrückt. Und der König beugte sich mit Thränen in den Augen nieder, erfaßte und küßte die Hand, die seine Gattin geküßt und deren theure Augen zuedrückt hatte. Dieser Handkuß war sicherlich eine größere Auszeichnung als diejenige, die ihr alsbald durch Berührung des Kaiserthronens gefolgt ist.

Die ersten Nachrichten über ein Zwergvolk im Hinterlande von Kamerun hat die diesjährige Vulu-Expedition der Kaiserlichen Schartruppe gebracht. Ueber diesen wichtigen völker-

kundlichen Fund erhalten die „Allgemeinen Wissenschaftlichen Berichte“ folgende Mittheilung aus Kamerun: Auf Veranlassung des Kommandeurs der Schutztruppe wurden Bemühungen gemacht, einige Exemplare der Zwergvölker aus den Urwäldern Kameruns, von denen bisher noch nichts Genaueres bekannt war, in den Besitz zu bringen. Durch Vermittelung des Ngumba-Gäuplings Lunga gelang es mit vieler Schwierigkeit, sieben Vertreter dieses räthselhaften Zwergvolkes in das Lager zu schaffen. Die Größe dieser Neger schwankte zwischen 160 und 124 Centimeter; einzelne von ihnen ließen deutlich eine Vermischung mit anderen Rassen erkennen, die eine Steigerung der Rötzelgröße zur Folge hat. Ein junges Weib dieses Stammes, der den Namen der Bagelli führt, wurde anthropologisch genau gemessen, da gerade diese Negerin den Charakter des Zwergvolkes noch in voller Reinheit darzustellen schien; dieses Weib, dessen Alter wenigstens 17 bis 19 Jahre war, wurde daher auch nach der Küste mitgenommen. Die ganze Höhe dieser Negerin, Manduba mit Namen, beträgt im Stehen 124 Centimeter. Die Hautfarbe ist chokoladebraun bis kupferfarbig, nur die Innenfläche der Hände hat eine gelblich-weiße Färbung, die Haut fühlt sich sammetartig an. Tätowirungen in der Form von Mandelfernen sind auf der Mitte der Stirn vorhanden. Die Augen sind oval, schräge gestellt und tief liegend, die Augenbogenhaut von sehr dunkelbrauner Farbe mit innerem blauen Rande. Das Haar ist tiefschwarz, fleingekraust, dick und weich, die Kopfform ist breit und hoch, das Hinterhaupt flach; die Stirn schräg, breit und gewölbt, die Lippen voll und wulstig, die Waden dünn und schwächlich, die Füße groß und breit. Ueber die Lebensweise dieses Zwergvolkes weiß man bisher nur Folgendes: Sie wohnen familienweise beisammen, aber an keinem festen Orte, sondern ziehen infolge der dichten Busch umher; sie sind sehr scheu und vermeiden ängstlich die häufig betretenen Karawanenstraßen. Angeblich sind sie sehr geschickte Jäger und eifrige Gummisammler, bringen aber ihre Waare niemals selbst zur Küste, sondern verhandeln sie zunächst an andere Stämme, z. B. an die Ngumba, die die Landchaften Solo, Sobayang, Epoffi, Nagoa bewohnen. Lieutenant Morgen sprach in seinem Reiseverke von kleinen, gelben Zwergen des Kamerun-Urwaldes; er hatte viel von ihnen gehört, sie aber selbst nie gesehen. Von den anderen Stämmen werden sie „kleine, gelbe Buschleute“ genannt. Von besonderem Interesse wird es sein, festzustellen, ob dieses Zwergvolk in Zusammenhang mit den von Stanley erwähnten Pygmäen in den Urwäldern des Kongo-Beckens steht. Da der große Urwald, der die ganze westliche Hälfte des Kamerungebietes erfüllt, ohne Zweifel mit dem ungeheuren innerafrikanischen Busch zusammenhängt, so ist diese Annahme wahrscheinlich.

Vom Büchertisch.

Der moderne Stil (15 Hefte in Folio à 1 Mt.). Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart. Hefte 6-10. Die Schaffung eines neuen Stiles: Das ist das Grundthema alles künstlerischen Lebens der Gegenwart. Auf keinem Gebiete wird anhaltender und ausgedehnter in dieser Hinsicht gearbeitet, als auf dem der „angewandten Kunst“, d. h. im Kunstgewerbe. Was heute an Gebrauch- und Schmuckgegenständen, an künstlerischen Werthen geschaffen wird, zeigt eine völlig neue Physiognomie gegenüber denen der letzten Jahrzehnte. Ueber die Fortschritte sowohl als auch die Ausbildung der Stilarten in den verschiedenen Kulturländern orientirt durch ein reiches Anschauungsmaterial „Der moderne Stil“. Es giebt keinen Zweig des Kunstgewerbes, der nicht durch vortreffliche Vorlagen zur Anschauung gebracht wäre. Die Vielseitigkeit in den einzelnen Kunstgewerbebezügen und die Umsicht in den Stiländerungen der verschiedensten Länder und Künstler machen den „modernen Stil“ nicht bloß zu einer Goldgrube für den Techniker und Geschäftsmann, sondern auch für den Kunstkenner und Liebhaber. Ist es für die Ersteren fast eine Nothwendigkeit, sich dieser Publikation zu bedienen, so ist es für den Letzteren eine unerschöpfliche Quelle des Genusses und der Freude, die Entwicklung eines auf seiner Naturauffassung begründeten Stiles verfolgen zu können. Der Preis der Lieferung mit je 8 Foliotafeln in farbigem Buchdruck beträgt nur 1 Mt.

Dekorative Vorbilder. Eine Sammlung von figürlichen Darstellungen und kunstgewerblichen Verzierungen. Dekorative Thier- und Pflanzentypen, Klassische Ornamente, Allegorien, Trophäen, Heraldische Motive etc. X. Jahrgang, Heft 1-4. (Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart. Jährlich 12 Hefte à 1 Mt.) Der zehnte Jahrgang! Das ist ein klares und unzweideutiges Zeichen dafür, daß das mit großer Sorgfalt und seinem Verständnis für die Bedürfnisse des modernen Kunstgewerbes geleitete Werk mit seinen vorzrefflichen, meist in Farbendruck ausgeführten Tafeln auch den Anblick und die Würdigung erfährt, welche ihm gebühren. Wirklich bietet dasselbe auch allen auf dem vielverzweigten Gebiete der dekorativen Kunst Schaffenden eine solche Fülle von Mustern, theils zur direkten Verwendung oder zur leichten Umgestaltung, theils zur Anregung und Geschmacksbildung, daß Jeder seinen großen Nutzen haben wird, der das auch durch Billigkeit ausgezeichnete Werk besitzt. Es sollte in der Hand eines jeden Kunstgewerblers sein, und auch dem Dilettanten, der sich im Zeichnen und Malen auf allerlei Material übt, wird es viele brauchbare, gediegene Muster bieten.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Thiele, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.